

URSULA WERNER

*Immer geht's
weiter ...*

AUTOBIOGRAFIE

DAS NEUE BERLIN



© SEVERIN WOHLLEBEN

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

DANK

Ich danke meinem Freund Rüdiger Warnstädt für seine Unterstützung
bei der Arbeit an diesem Buch

ISBN 978-3-360-02115-1

© 2014 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag unter Verwendung
eines Fotos von André Kowalski

Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstra. e 18, 10179 Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

INHALT

Von Berlin, nach Berlin	11
Fenster zum Hof	14
Teermurmeln, Kasperletheater und Kasatschok	17
Mein Vater und seine Talente	20
Von Alt- und Neulehrern	22
Die »Conny« und ich	25
Tarzan und Thälmann	26
Dorfzeit	29
Die Erste Stimme	30
Der Junge mit dem »Römer«	32
Die verbotenen Hosen	35
Bretter, die noch nicht die Welt bedeuten	37
»Sorgenkinder«	38
Mein Bruder	41
Ja, ich will	47
Noch ein Ja	51
Kein Zuckerschlecken	57
Echte Kabarett-Größen	60
Lieschen und Eliza	63
»Frau Venus und ihr Teufel«	66
Zwei Paukenschläge	70
Der Himmel über Berlin	75
Glückliche Fügungen	78
Halle, ich komme	80
Das Gretchen muss Zöpfe haben	86
Theater im Aufbruch	90
Ein Sommernachtstraum	93

Marusja mit Brummschädel	97
Marusja mit Tränen	99
Die erste »Charlie«	102
Die vergessene Mütze	105
Am Maxim-Gorki-Theater	107
Wie ich zu meinem Hündchen kam	111
»Ein irrer Duft von frischem Heu«	112
Gegen den Stachel gelockt	114
Plädoyer fürs Ensembletheater	116
Meine Kinder	120
Fliegen und Singen	123
»Bitte nicht spielen!«	124
Nach Paris, nach Paris	128
So viel Zeit muss sein: Fünf Mal Danke	130
»Die Übergangsgesellschaft«	132
Aufregende Zeiten	134
Als die Mauer fiel	137
Kollegen aus dem »Westen«	138
Wiedervereinigung	140
Kleine Lektion in puncto Kapitalismus	141
Nackte Tatsachen	142
Mein Intendant Albert Hetterle	143
Einblicke	145
Ein Weiberensemble	147
Mit gestylter Locke	149
Wie ein Theaterstück entsteht	152
Ich – Personalrat	154
Gemischte Gefühle	155

»Vergessen Sie mal Ihren Brecht!«	157
Das passt schon	160
Am Gelde hängt	161
»Wer A sagt, muss auch nackt sagen«	162
Vom Berliner Hinterhof nach Cannes	166
Unterwegs	172
Stars und Starrummel	175
In erlauchter Runde	177
Handschriften	180
Wie ich nach München kam	184
Bahnen ziehen	186
Drei Schwestern in der Prignitz	187
Wieder was dazugelernt	191
»Nicht meckern – machen!«	193
Es war so'ne Idee	194
Halle empfängt mich ein drittes Mal	197
Nachbemerkung	201

September 2013, ich bin eingeladen ins Ballhaus Ost in der Pappelallee.

Ballhaus, das klingt nach Berliner Proletarierviertel, nach Zille. Schwof im Altdeutschen und verkehrter Ball in Clärchens.

Im Ballhaus Ost schwenkt niemand das Tanzbein. Es ist eine »Kulturstätte«, genauer »eine Produktions- und Spielstätte für freie Theater- und Kunstprojekte«, die diese Räume bezogen hat, in denen zu DDR-Zeiten ein »Casino des Handwerks« untergebracht war.

Ich soll über den Prenzlauer Berg und den Film »Berlin – Ecke Schönhauser« sprechen. Als der berühmte DEFA-Film 1956 gedreht wurde, war ich vierzehn. Längst gab es Zilles Milieu nicht mehr, aber ein Proletarierviertel war der Prenzlauer Berg noch immer, und die jugendlichen Helden des Filmes machen hier konfliktreiche Zeiten des Erwachsenwerdens durch.

Eingeladen haben mich Puppenspieler, die diesen Berlinfilm-Klassiker als »urbanes Kasperletheater« aufführen. Die Handlung haben sie in die heutige Zeit verlegt.

Sie kündigen in ihrem Programm an: »Durchkreuzt und angefüllt wird die Geschichte der vier Jugendlichen mit Erinnerungen der Schauspielerin Ursula Werner. Sie verbindet Vergangenheit und Gegenwart des Stadtteiles Prenzlauer Berg, in dem sie aufgewachsen ist und seither lebt.«

Einer der Puppenspieler kommt aus Rio de Janeiro. Er studiert jetzt an der Ernst-Busch-Schauspielschule. Als er

nach Berlin kam, sagt er, habe man ihm erklärt, der Prenzlauer Berg sei kein angesagter Bezirk mehr, man zöge nicht ins »Schwabenviertel«, auch Friedrichshain käme nicht infrage, sei längst von Yuppies erobert. Aber Britz habe man ihm empfohlen ...

»Ach, Britz«, sage ich ... Britz? Ja, warum eigentlich nicht.

»Sie sind Berlinerin?«

»Ich bin eine Urberlinerin, geboren in Eberswalde.«

»Ah, Eberswalder Straße ...«

»Nein, nein, in Eberswalde. Trotzdem bin ich eine Urberlinerin ...«

VON BERLIN, NACH BERLIN

Ich lese zwar immer wieder mal: »Ursula Werner, geboren in Berlin«, und wenn es so wäre, hätte ich nichts dagegen einzuwenden, denn ich gehöre nach Berlin. Aber es ist nicht der Fall. Ich wurde in einem schönen Ort in der Uckermark geboren. Das hängt mit Hitler und dem Krieg zusammen.

Aus Friedrichswalde in der Uckermark stammte meine Mutter. Sie hatte nach Berlin geheiratet, meinen späteren Vater, einen waschechten Berliner, von dem ich ganz sicher meinen Sinn für Humor geerbt habe. Als mein Bruder ungefähr ein Jahr alt war und in Berlin die Bomben fielen, verließ meine Mutter mit ihm und mit mir – ich in ihrem Bauch – die Stadt. Wir wurden evakuiert, so hieß das. Sie ging in ihr Vaterhaus nach Friedrichswalde zurück. Ein Glück, denn kurze Zeit später wurden wir in Berlin ausgebombt.

Als ich aus dem Inneren signalisierte, ich wolle auf die Welt kommen, sagte meine Mutter zu ihrem Vater: »Vater, es ist so weit!« Und er, da gerade Fliegeralarm war: »Ach, Meechen, hätt'ste dir dat nicht früher överlejen jekönt?« Dann lief er los und organisierte das einzige Auto im Dorf. So wurde ich am 28. September 1943 im Krankenhaus von Eberswalde geboren, wo die für Friedrichswalde zuständige Klinik lag.

Meine ersten Lebensjahre verbrachte ich in diesem Haus auf dem Lande und fühlte mich dort bestens aufgehoben und sehr wohl, obwohl es proppenvoll war. Ich wundere mich heute noch, wie wir da alle untergekom-

men sind! Neben meiner Großmutter, dem Großvater, der Tante Mariechen und deren drei Kindern nun auch noch die vielen Neuankömmlinge aus Berlin! Es hatte sich bereits meine Tante Trudchen mit ihrem Sohn eingefunden, deren Mann aus dem Krieg nicht zurückgekommen war. Und später kam noch Onkel Gustav dazu, Tante Mariechens Mann. Aber in jener Zeit war vieles möglich, was man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Alle fanden Platz, niemand hat in der Scheune schlafen müssen.

Später, in den Schulferien, sind wir immer wieder dorthin gefahren. Oft hielt sich auch noch eine verwitwete Tante dort auf: Tante Erna mit ihren zwei Kindern.

Das schöne Friedrichswalde bot alles, was Kinder brauchen: Wiesen, Wälder, Wasser. Morgens mit nackten Füßen durchs feuchte Gras laufen, Pilze und Blaubeeren sammeln, im See baden. Besonders nach einem Gewitter sind wir gern ins Wasser gegangen – es war dann so schön warm.

Mein Onkel Gustav war Zimmermann und hatte eine große Kreissäge mit langem Wagen, auf der er die Bretter schnitt. Manchmal durften wir mit dem Schälmesser die Borke abschälen. Andere Menschen ertragen das Kreischen der Säge kaum, mir hüpfte das Herz vor Freude, wenn ich sie morgens hörte.

Die beiden verwitweten Tanten haben nie wieder geheiratet, eine neue Ehe kam für sie nicht infrage, so etwas passte nicht zu ihren Lebensauffassungen. Man hatte einen Mann geheiratet, hatte mit ihm Kinder, und das war eben »ihr Mann«. An seine Stelle konnte kein anderer treten.

Die Frauen mit ihren Kindern haben sich allerdings arg durchbeißen müssen. Sie mussten im Krieg – und viele auch noch in den Jahren danach – alles selbst in die Hand nehmen, Nahrung herbeischaffen, Kinder beschützen, Sachen zum Anziehen herbeizaubern und so weiter. Sie hatten sich, wenn man so will, ungewollt emanzipiert. Selbst Kinder mussten in dieser Zeit mit viel Verantwortung belastet werden.

Hunger haben wir auf dem Lande nicht leiden müssen, jedenfalls kann ich mich nicht erinnern. Wir hatten einen Garten, sogar einen Acker, Federvieh, auch eine Kuh und Ziegen, und die Familie baute an, was gebraucht wurde. Knapp allerdings war zum Beispiel Seife. Windeln wurden meist mit Lehm gewaschen.

Eine meiner Erinnerungen ist, dass ich aufmerksam einen Streit zwischen Onkel Gustav und meiner Mutter beobachtete. Das hat mich jahrelang beschäftigt, obwohl sich meine Mutter nicht vorstellen konnte, dass ich alles mitbekommen hatte, denn ich lag noch im Gitterbettchen. Aber ich habe es ihr haarklein erzählen können. Wahrscheinlich war ich von der heftigen Auseinandersetzung so tief beeindruckt, weil ich zum ersten Mal Menschen in großer Emotion erlebte. Meine Mutter weinte sogar. Der Onkel war aus der Gefangenschaft in sein Elternhaus zurückgekommen und fand es in veränderter Ordnung vor. Das Zimmer der Mutter war belegt durch uns, die Werners. Er beorderte uns in ein Durchgangszimmer, in dem es zog, so dass mein Bruder und ich krank wurden. Daraus erwuchs der Streit. Er war, wie ich von der Mutter später erfahren habe, schnell beigelegt und von den beiden, ganz im Gegensatz zu mir, bald

wieder vergessen. Der Onkel hatte Schwierigkeiten, sich in der neuen Situation zu behaupten. Vielen Männern ging es damals so. Sie stellten fest, dass fast nichts mehr so lief, wie sie es aus der Zeit vor dem Krieg gewohnt waren, fühlten sich womöglich nicht als Familienoberhaupt anerkannt und merkten, dass die Frauen auch ohne sie zurechtkamen.

Auch mein erstes Zusammentreffen mit meinem Vater war geprägt durch das Kriegsgeschehen. Ich kannte ihn ja nicht und sagte, als ich ihn zum ersten Mal sah, Onkel zu ihm. Alle lachten, aber ich merkte, der »Onkel« wurde sehr traurig, weil ihm bewusst wurde, wie seltsam es war, plötzlich zweifacher Vater zu sein und seine Tochter nennt ihn – Onkel. Meinen Namen »Ursula« hatte er allerdings mittels Feldpost mit meiner Mutter abgesprochen.

Die Szene spielte sich ab, als ich mit meiner Mutter und meinem Bruder aus der Uckermark nach Berlin, in den Prenzlauer Berg, zurückkehrte. Da war ich vier Jahre alt.

FENSTER ZUM HOF

Mein Vater kam 1947 aus der englischen Gefangenschaft zurück nach Berlin. Dort waren wir auch polizeilich gemeldet, was für den Erhalt der Lebensmittelkarten wichtig war. Es war meinem Vater mit Hilfe von Onkel Fritz, einem seiner beiden Brüder, sogar gelungen, die

Wohnung in der Rodenbergstraße zu organisieren, was in der total zerstörten Stadt unerhört schwierig war. Organisieren hieß das Wort und das Gebot der Stunde. So hatte er auch unseren Transport vom Dorf in die Stadt organisiert, ebenfalls nicht einfach zu jener Zeit. Das Organisationstalent der Brüder ging wahrscheinlich auf ihre Mutter, meine Berliner Oma, zurück. Wir nannten sie Omi. Die Omi war eine außergewöhnliche Frau. Sie hatte eine Scheidung hinter sich. Das war damals durchaus nicht alltäglich und auch ziemlich unangenehm, weil es in einem solchen Fall, egal, was passiert war, immer hieß, die Frau sei schuld. In der Situation blieb meiner Omi gar nichts anderes übrig, als – ich will es mal so ausdrücken – »clever« zu sein. Und das war sie auch. Während des Krieges und danach beschaffte sie viele Sachen, an die man nur herankam, wenn man eben »clever« war. So besorgte sie zum Beispiel die Stoffe, aus denen meine Mutter uns die Kleidung nähte.

Wenn ich »Wohnung« gesagt habe, ist das eine Übertreibung. Wir hatten zu viert, Vater, Mutter, zwei Kinder, lediglich Küche und ein einziges Zimmer, alles zu ebener Erde. Von der Küche aus ging es hinten hinaus auf den Hof. Aber direkten Mülltonnenblick, den hatten wir, – und einen kleinen Garten mit Fuchsien und tränendem Herz.

Eigentlich war unsere Wohnung der hintere Teil eines nach vorn, zur Straße gehenden Ladens. In dem Laden wohnte eine alte Dame, der man die Räume als Unterkunft zugewiesen hatte. Dort lebte sie mit einer Elektrokochplatte und einem eisernen Ofen, an den ich mich erinnere, weil wir Kinder uns manchmal an ihn setzen

durften. Er gab immerhin eine kleine Wärme ab. In unserem Zimmer hinten zum Hof raus war es höchstens wegen der drückenden Enge einigermaßen warm. Und weil meine Mutter erfindungsreich unter die Textilteile, die man bei gutem Willen als Teppich bezeichnen konnte, Zeitungen gelegt hatte, damit es aus dem Keller nicht gar zu kalt heraufsteige.

Manchmal nahm meine Mutter uns an die Hand und ging mit uns zur »Schwedenspeisung« in die Paul-Gerhardt-Kirche in der Kuglerstraße. Die »Schwedenspeisung« war eine Erfindung des Schweden Bernadotte, Präsident des schwedischen Roten Kreuzes, und ein Geschenk an die Kinder Deutschlands, damit sie nicht verhungerten. Das war sehr großzügig, immerhin hatte Deutschland ja den Krieg begonnen und große Schuld auf sich geladen. Das Essen war gut, manchmal gab es auch Fleisch, nicht gern schluckte ich den Löffel Lebertran. Aber wenn man sich die Nase zuhielt, ging es.

Aber so schlimm sich das alles anhört, wir beklagten uns nicht. Vielen ging es noch schlechter. Manche meiner Spielkameraden und auch meiner späteren Mitschüler wohnten mit ihren Eltern und Geschwistern in Erdwohnungen, wirklich Erdwohnungen, irgendwelchen Kellerlöchern. Wir Kinder aber von unserem Hof und unserer Straße bildeten trotz dieser recht betrüblichen Verhältnisse eine zufriedene und lustige Gemeinschaft. Mein Bruder und ich gehörten bald dazu. Dabei hatten die Kinder, als wir beide da auftauchten, erst einmal über uns gelacht – mein Bruder und ich sprachen nämlich reinstes uckermärkisches Plattdeutsch.